

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1934-1935)
Heft: 5

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutsch-Schweizerische Freundschaft

Es sind meistens nicht die besten Tage, an denen man den etwas melancholischen Entschluß faßt, in alten Briefschaften zu kramen. Man spart das auf für trüberes Wetter. Wenn ein überwölkter Horizont die Aussicht verhängt, ist man leichter gewillt, in die Vergangenheit zurückzublicken und verblaßte Erinnerungen wachzurufen. Aber wie ergeht es einem schon, sobald die Schatullen einmal geöffnet und die Briefbündel entknotet und aufgeblättert sind? Zuerst wundert man sich darüber, wie viele Schriftzüge einem fremd und wie manche Worte leer geworden sind, und dann — greift man nach dem Papierkorb. Und bald wird selbst das sanfteste Gemüt von einer inquisitorischen Glut ergriffen, die sich nicht eher kühlt, als bis die Glut im Ofen unter dem Aschenberg der Opfer zu ersticken droht. Und nun erst wird die berußte Torquemada-Hand wieder sanft und zärtlich und schlingt um das kleine verschonte Häuflein ein neues freundliches Band. Nur noch das werteste Erinnerungsgut wird von ihm zusammengehalten, Blätter voll schmerzlicher oder freudiger Lebensfülle, Dokumente der Pietät, der Bewunderung, der Ehre, der Liebe.

Vielleicht ist es *Eduard Korrodi*¹ ähnlich ergangen, als er die Briefe, die in zwei Jahrhunderten zwischen Deutschen und Schweizern gewechselt worden sind, prüfend und wägend wieder durchgelesen hat. Er ist dabei noch strenger als nach dem biblischen Rate: «Prüfet alles, das Gute aber behaltet» verfahren — er hat nur das Beste behalten. Die lebendig nachklingenden Stimmen tiefster Menschlichkeit!

Die mit so großer natürlicher Empfänglichkeit ausgewählten Briefe und Bruchstücke sind Zeugnisse einer Freundschaft, welche schöpferische Geister miteinander oder mit schöpferischen Herzen verbunden hat. *Eduard Korrodi* hat sie mit so viel geistigem Takte ausgesucht und durch Berichte, Zitate und Erläuterungen so diskret miteinander verbunden, daß der Leser nie das Gefühl hat, ein Buch von dem bekannten Typus: *Morceaux choisis* — außen durch zwei Deckel und innen durch etwas Chronologie zusammengehalten — in den Händen zu haben, sondern ein durchgeformtes Werk.

Im Vorwort zu ihrem Buche über Deutschland hat *Madame de Staël* ihr Unternehmen einst mit dem Satze zu rechtfertigen gesucht: «Il sera peut-être doux à cette pauvre et noble Allemagne de se rappeler ses richesses intellectuelles au milieu de ravages de guerre.» Könnten nicht ähnliche Worte als Motto eines Buches dienen, das heute den Titel: *Deutsch-Schweizerische Freundschaft*

¹ *Deutsch-Schweizerische Freundschaft. Briefe aus zwei Jahrhunderten.* 295 Seiten. Deutsche Buchgemeinschaft G.m.b.H., Berlin.

führt, und in welchem der geistigen Verbundenheit zwischen der deutschen Kultur und der schweizerischen Sonderform derselben, die durch ein Jahrtausend eigener Geschichte geprägt und von einem eigenen Staatsbewußtsein durchdrungen und getragen ist, ihr höchstes Wunschbild errichtet wird? Dieses Wunschbild der Verbundenheit ist nicht das Resultat rassischer und nationalistischer Doktrinen, sondern es ist aus der vorgelebten Geschichte gewonnen worden. Es wird auch in der Zukunft seine Gültigkeit bewahren, wenn man jenseits des Rheins uns als das gelten läßt, was wir sind und sein wollen, nämlich als das Gegenteil dessen, was man jetzt «unerlöstes Deutschtum im Ausland» heißt. Sonst würden wir dazu gedrängt, uns allzu eng an die berühmte Mahnung Niklaus von der Flües zu halten, der den Eidgenossen einmal geschrieben hat: «Lieben Freunde, macht den Zaun nicht zu weit, damit Ihr in Frieden, Ruhe und Eintracht dester baß verharren und bey Eurer sauer eränteten Freiheit bleiben möget.»

Zum großen Glück für die kleine Schweiz war der Zaun zu den Zeiten der reichsten Entfaltung des deutschen Geistes so weit offen, als er nur sein konnte. «Perioden, in denen die literarische Schweiz sonderbündelte und aus dem Kulturprozeß der Nachbarländer sich zurückzog, fallen durch Kümmerlichkeit auf», stellt Eduard Korrodi mit Recht fest. Der reichste geistige Verkehr zwischen Deutschland und den alemannischen Schweizer Städten hat sich immer in jenen Perioden vollzogen, welche von umfassenden europäischen Gedankenbewegungen erfüllt waren; also zur Zeit des Humanismus, der weltbürgerlichen Aufklärung und des bürgerlichen Liberalismus.

Auf die beiden zuletzt genannten Epochen hat sich Eduard Korrodi in seiner Briefsammlung beschränkt. Sie wird eröffnet durch einen Brief des jungen Klopstock an seine Freunde, geschrieben «dem Rheinfall gegenüber, auf einem schattigen Hügel, und erfüllt von schwärmerischen und begeisterten Hallelujarufen. «Hier im Angesichte des großen Rheinfalls, in dem Getöse auf einer holdseligen Höhe im Grase gesteckt, hier grüß ich Euch, nahe und ferne Freunde, und vor allem dich, du wertest Land, das mein Fuß jetzt betreten soll! — O! daß ich alle, die ich liebe, hierher versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier möcht ich mein Leben zubringen und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie.» — Die Sammlung klingt aus in den pessimistischen Prophezeiungen und Visionen, die Jacob Burckhardt, zwei Jahrhunderte später, über den drohenden Untergang alles dessen, was die Ehre und den Glanz eben dieser zwei Jahrhunderte ausmacht, an seinen Freund Friedrich von Preen geschrieben hat: «Das eigentliche politische Wesen der Völker ist eine Wand, in die man wohl diesen und jenen Nagel einschlagen kann, aber der Nagel hält nicht mehr. Darum wird in dem angenehmen zwanzigsten Jahrhundert die Autorität wieder ihr Haupt erheben, und ein schreckliches Haupt. Endlich einmal wird das Provisorischerklären von allem und jeglichem, dieses Recht a priori zu jeder beliebigen Neuerung, dies Privilegium jeder Kupidität, sein Ende und seinen Boden finden. Ach, wie wird es so vielen uns teuren Interessen gehen? u. a. der Wissenschaft, die so gerne auf dem Wagen des «Fortschrittes im allgemeinen» hinten aufzuhocken pflügt! Wie wenig wird etwa der neuen Autorität an ihr gelegen sein! Der jetzige Hochmut möchte nahe zusammen gehen!»

Zwischen den Jubelrufen des jungen Messiassängers und der kassandrischen Stimme des greisen Burckhardt tönt das volle und vielfältigste Geisterecho unverlierbar hin und wieder!

Der Patriarch J. J. Bodmer und die seraphischen Jünglinge, jene überaus reizvolle Welt, in der Enthusiasmus und Zopfigkeit, Poesie und Gelehrsamkeit, ungebundene Naturfreudigkeit und Sittenstrenge zusammenstoßen und durcheinandergewirbelt werden, kurz, das «Poetische Zürich», wie es Eduard Korrodi mit Robert Faesi zusammen schon einmal dargestellt hat! Dem Winterthurer I. G. Sulzer schüttet die tapfere Luise Karschin ihr Herz aus und erzählt ihm in einer langen Epistel ihren sorgenvollen Lebenslauf. Karl Wilh. Ramler ist von den Idyllen Geßners so entzückt, daß er sie nicht nur in Hexameter quetscht, sondern auch ernstlich daran denkt, nicht mehr «Maître am Kadettenkorps zu Berlin» zu bleiben, sondern aufs Land zu ziehen und ein «echter Arkadier» zu werden. Mit Goethe bricht in die geistige Idyllenwelt der leuchtende Gewittersturm des Genies. Genialischer und stürmischer konnte keine Jugendfreundschaft sich in Dokumenten verewigen, als in den Briefen Goethes und Lavaters. Sie ging in Brüche, weil die mystische Schwärmerei den Zürcher Pfarrhelfer auf so okkulte Weg führte, die Goethe nicht einmal kreuzen wollte. So konnte er ihm nur entgegenhalten: «... All deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu seyn, und gut und böse wie die Natur...» Der Briefe Barbara Schultheß' an Goethe sind wenige, und die, welche sie von dem Freunde in Weimar, dessen Beichtigerin sie war, erhalten hat, hat sie bis auf zwei verbrannt. In den Stein, mit dem «Bäbe, die Immergleiche» ihre Briefe an Goethe siegelte, waren zwei Köpfchen, Mann und Frau einander anblickend, geschnitten als tiefsinniges Symbol des Freundschaftsbundes, den wir aus den erhaltenen Briefdokumenten mehr ahnen als erkennen. Das größte von Goethe ergriffene Herz in der Schweiz war das des ringenden Pestalozzi; seine beiden Briefe an den «Geheimen Rat» und an die «Excellenz» in Weimar — die ohne Antwort blieben — wird man nicht ohne tiefe Bewegung lesen können. — Mit den Berichten I. G. Zimmermanns über seine Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen schließt der erste Teil des Bandes.

Der zweite setzt mit einem Sprung über ein ganzes Jahrhundert hinweg ein, und führt in eine völlig andere Welt. Als Richard Wagner im Schweizerhof in Luzern den «Tristan» vollendete, lernte er in Vreneli Weitmann eine Dienerin von so herzlicher Tüchtigkeit schätzen, daß er sie um die Zeit seines Umzuges nach München berief und ihr bis an sein Lebensende die freundlichste und treueste Anteilnahme bewies. «Gewiß kreisen die Briefe», bemerkt der Herausgeber, «nicht um ewige Dinge, sondern recht sehr um die irdische Sphäre. Man spürt aber, was eine treue Seele im Leben eines Großen gilt». Auf der Menschheit Höhen im Wortsinne bewegen sich dagegen die Briefe, die Wagner mit Eliza Wille wechselt. Sie zeigen aufs wunderbarste den dramatischen Schicksalsumschwung in Wagners Leben, der ihn über Nacht aus größter Bedrängnis in den Glanz der Freundschaft mit dem jungen bayrischen König führt. Der erste Überschwang dieses «Göttertraumes» ergießt sich in Wagners Briefe nach Mariafeld. Durch den Kontrast dazu wirkt der bürgerliche Bereich herzlichen Humors, schalkischen Wesens und beglänzter Bescheidenheit, der sich in Gottfried Kellers Briefen darbietet, doppelt köstlich. Als Paul Heyse Keller die

Mitteilung macht, daß die Kapitelsitzung des bayrischen Maximiliansordens den «Shakespeare der Novelle» zum Nachfolger Mörrikes vorzuschlagen gedenke, da winkt Keller ab und bittet ergeben «die Sache in aller Stille einzubalsamieren und einschlafen zu lassen» und fügt hinzu: «Ich schicke Ihnen unter Kreuzband die schweizerische Bundesverfassung, aus deren Artikel 12 Sie kurzweg ersehen wollen, daß den eidgenössischen Beamten die Annahme von dergleichen untersagt ist. Nun bin ich zwar kein sölchener; allein als Schreiber der alten Republik Zürich bin ich doch auf einem so exponierten Pöstchen oder Schemelchen, daß die analoge Anwendung der Bundesvorschrift von selbst geboten ist.» Er will damit keine «politisch-pharisäische Kannegießerei treiben», auf der andern Seite hinwieder sich aber auch nicht «blasiert über die heimatlichen Einrichtungen erheben». Alle die bezaubernden Briefe Kellers an Theodor Storm, Lina Dunker, Adolf und Marie Exner, Marie von Frisch, Wilhelm Petersen, Fr. Th. Vischer und Paul Heyse bilden neben den Goethebriefen den andern dichterischen Höhepunkt der Sammlung. Ehe die Briefe folgen, die Conrad Ferdinand Meyer mit Louise v. François gewechselt hat, (die neben denen Kellers fast etwas kärglich wirken, weil ihr Ton sich über eine zarte Höflichkeit nur selten erhebt), werden Bruchstücke aus Briefen von Karl Staufer eingeschoben, die aus der hoffnungsvollsten Zeit des unglücklichen Künstlers stammen. Erst auf den allerletzten Seiten unseres Buches wird das Wort auf der Schweizerseite nicht mehr nur von Zürich allein geführt und an Basel weitergegeben. Die wenigen Briefe, die zwischen Jacob Burckhardt und Nietzsche gewechselt worden sind, dürfen als aufschlußreiche Dokumente der großen Verehrung gelten, die Nietzsche für Burckhardt hegte. Sie zeigen, mit welchem fast schmerzlichen Eifer der vereinsamte Nietzsche sich bemühte, den großen Geschichtsbetrachter für sich zu gewinnen und wie bedacht Burckhardt, der sich in einer so andern geistigen Welt beheimatet fühlt, sein respektbezeugendes Verhalten einrichtet. Ganz dagegen schenkt Burckhardt seine verehrende Liebe seinem Berliner Lehrer und Freunde Franz Kugler, und bereitwillig teilt er seine Gedanken und seine pessimistischen Besorgnisse über den Verlauf der Zeitgeschichte Friedr. von Preen mit, dem befreundeten Oberamtmann in Bruchsal. Manche Worte an diesen werden heute viel zitiert. Mit einigem Recht, wenn man zum Beispiel das folgende bedenkt: «O wie vieles, das den Gebildeten lieb gewesen, werden sie als geistigen «Luxus» über Bord werfen müssen! Und wie eigentümlich anders, als wir sind, wird das neue Geschlecht heranwachsen. Es kann geschehen, daß wir den Jüngern vorkommen wie die auf lauter Wohlleben eingerichteten französischen Emigrés den Leuten erschienen, zu welchen sie geflüchtet waren.»

Es wird sicher mancher Leser dieses so lebendig und gehaltvoll zusammengestellten Buches, dieses oder jenes vermissen und allerlei berechnigte Wünsche anmelden. Daß die Stimme von Jeremias Gotthlf fehlt, wird niemand leicht übersehen. Hoffen wir, daß in der zweiten Auflage zum Beispiel auch die prachtvollen Briefe Gotthelfs an Irenäus Gersdorf zu finden sein werden, in denen Gotthelf über sein ganzes dichterisches Schaffen und Wollen Rechenschaft ablegt. Aber keine Auswahl dieser Art kommt ohne eine gewisse Willkür des Zusammenstellers zustande, vor allem, wenn er, wie Eduard Korrodi, mit so viel Glück darauf bedacht ist, «dem Leser auch das Recht auf Kurzweil einzuräumen».

Walther Meier.

Römische Erneuerung¹

Nach dem Willen Mussolinis hat das Rom unserer Tage zwei entgegengesetzte Forderungen zu erfüllen: Die Achtung vor der antiken Überlieferung und die Notwendigkeit der modernen Erneuerung. Die Romliebe Mussolinis ist von solcher Unbedingtheit, daß er die ewige Stadt an einer Stelle seiner Schriften als Quelle des Lebens bezeichnet, ohne die es der Mühe nicht verlohnte überhaupt zu leben. Die Erneuerung dieser Stadt, die Anlage der Via dell'Impero, die Erschließung des Meeres und der Sümpfe, sowie die neue architektonische und verkehrstechnische Gliederung zählt Mussolini zu seinen stolzesten Leistungen.

In den neueren Reden Mussolinis wird die Idee des römischen Primates immer wieder verfochten. Rom ist die Stadt, die den Gottheiten aller Völker Gastfreundschaft gibt, und die Goethe die hohe Schule der Welt genannt hat. Die hohen Schöpfer des Staates, der Sprache und der Kunst sind es, die den Ruhm der Stadt durch die Jahrtausende tragen. So ist der höchste Dichter des italienischen Volkes, ist Dante, als Vater der italienischen Sprache, nach einem schönen Wort Mussolinis, eben daher Vater der italienischen Nation: padre della lingua italiana e quindi della nazione.

Das Bewußtsein von Herrschaft und Führertum hat Mussolini von der eigenen Person auf sein ganzes Volk übertragen. Heute sage ich dir, ungeheure Menge — heißt es in der Mailänder Rede — daß das 20. Jahrhundert das Jahrhundert des Faschismus sein wird, das Jahrhundert der italienischen Macht, und das Jahrhundert, in dem Italien zum drittenmal die Führerin der menschlichen Gesittung sein wird, denn außerhalb unserer Prinzipien ist kein Heil, weder für die Individuen, noch für die Völker. Als religiöse Heilslehre greift die faschistische Doktrin mit Worten der Bibel in das Chaos der Zeit. Es ist das faschistische Italien, das sich am Mittag des 20. Jahrhunderts als die einzige Nation erweist, die ein Wort und eine Lehre des Heils und des Lebens allen gesitteten Völkern der Erde zu bringen hat. Und in stärkster Rückbesinnung auf die heroischen Ursprünge heißt es: Unsere lateinische und mittelmeerische Rasse, die der Welt unter tausend anderen einen Caesar, Dante, Michelangelo und Napoleon gegeben hat, eine alte und starke Rasse von Schöpfern und Konstruktoren... hat dreimal in den Jahrhunderten das Wort, das die unruhige und verworrene Welt erwartete, gegeben, und wird es ihr wieder geben.

Dieser Glaube beseelt den Führer des heutigen Italien und treibt ihn auf, den Geist des alten und des neuen Rom zur Herrschaft über die Völker der Erde aufzurufen. Die Ausweitung der Romidee ins Imperiale und Universale hat Mussolini in seiner Rede an die Abgesandten aller asiatischen Länder vollzogen, die Verheissung einer neuen Wiedergeburt der alten völkervereinenden Roma, wo vor zwei Jahrtausenden an den Ufern des Mittelmeers eine Vereinigung des Westens mit dem Osten den größten Einfluß auf die Weltgeschichte gehabt hat. Diese Einheit war das Grundmotiv unserer ganzen Geschichte. Aus ihr ging die

¹ vergl. Benito Mussolini: *Scritti e Discorsi*. Milano. Ulrico Hoepli, Editore. Inzwischen hat die deutsche Gesamtausgabe der *Schriften und Reden* Benito Mussolinis, herausgegeben von Wilhelm Reich, bei Rascher & Cie., A.G., Verlag, Zürich, Leipzig und Stuttgart zu erscheinen begonnen. Es liegen bis jetzt vor: «Schriften und Reden 1929—1931» (Bd. VII); «Doktrin des Faschismus» (Vorabdruck aus Bd. VIII) und «Korporativer Staat» (Kammerrede vom 14. Nov. 1933)

europäische Zivilisation hervor. Das muß heute im großen wiederkehren, wenn sie nicht untergehen will.

In anderer Weise dient die Theorie des Faschismus dem römischen Herrschaftsanspruch Mussolinis. Diese Theorie ist nur ein anderer Ausdruck für das Leben des faschistischen Staates selbst, Wort und Lehre, die die Tat begleiten und erläutern. Die Theorie des Faschismus geht nicht der Wirklichkeit voraus, sondern sie ist ihr immanent. «Es gibt keine Theorie des Staates, die nicht von Grund auf Konzeption des Lebens ist ... organische Konzeption der Welt. Der Führer des Faschismus hat in zehnjährigem Kampf seine Lehre errungen, seine Ideen formiert, seine Weltanschauung erhärtet. Der Faschismus ist eine religiöse Konzeption, in der der Mensch in seiner immanenten Beziehung mit einem höheren Gesetz gesehen wird, mit einem objektiven Willen, der das einzelne Individuum überschwingt und es zum bewußten Glied einer geistigen Gesellschaft macht.»

Der Faschismus ist antiindividualistisch, das heißt nur er ist staatlich. Der Staat ist ihm die wahre Wirklichkeit des Individuums. Nichts Menschliches und Geistiges ist außerhalb des Staates existent. In diesem Sinne ist der Faschismus totalitär. Die Forderungen der Sozialisten und Syndikalisten erkennt er an, und bringt sie im «korporativen System der Interessen» zur Geltung. Klassen sind für ihn die Kategorien der Interessen, das heißt die gemeinschaftlichen ökonomischen Tätigkeiten. Aber sie sind vor allem und überall Staat. Das Volk wird qualitativ begriffen, als machtvolle, moralische Idee, als einheitliches Bewußtsein und als einheitlicher Wille, dessen Träger und Ausdruck der Führer ist. Nicht Rasse und nicht Landschaft bestimmen das Volk, sondern Selbstbewußtsein, Persönlichkeit, Idee. «Auch die Nation ist vom Staat geschaffen, ... der dem Volk einen Willen und daher eine wirkliche Existenz gibt.»

Wohl selten ist ein irdischer Staat in solchem Masse aus Geist und Willen gebildet worden, wie in diesen Sätzen und in der Wirklichkeit der Staat Mussolinis. Die Kräfte von Blut und Boden achtet er gering gegenüber dem baumeisterlichen, staatschaffenden Willen, den er innere Form und Norm oder auch Seele der Seele nennt. Die Konzeption seines Staates ist geistige Zeugung aus gewaltiger Willensspannung heraus, die ein inneres Gesicht verwirklicht und dabei nur das dem Volk notwendige tut. Daher sein unbeirrbares Schreiten und sein unnachsichtiger Kampf gegen alle zerstreuen Kräfte. In diesem Kampfe sind Sozialismus und Demokratie erlegen. Wenn aber Demokratie auch anders verstanden werden kann, das heißt wenn Demokratie nicht bedeutet, das Volk an die Grenzen des Staates zu verweisen, dann kann der Faschismus als eine «organisierte, zentralisierte und autoritäre Demokratie» bezeichnet werden. Denn der Faschismus will den Staat auf eine breite Volksbasis stützen.

Unbestreitbares Verdienst des Faschismus ist es, den Italienern den Sinn des Staates gegeben zu haben. «Der Staat so wie ihn der Faschismus begreift — so heißt es im faschistischen Manifest — ist kein Nachtwächter, der sich nur mit der persönlichen Sicherheit der Bürger beschäftigt, noch ist er nur eine Organisation mit rein materiellen Zwecken, sondern er ist eine Wirklichkeit, ist ein geistiges und moralisches Faktum, sowie konkrete politische, juristische und ökonomische Organisation des Volkes. Der Staat ist Garant der inneren und äußeren Sicherheit, aber er ist auch Wächter und Mittler des Geistes seines Volkes, so wie er sich seit Jahrhunderten in der Sprache, in der Sitte, im Glauben

entfaltet hat. Dieser Staat trägt die Menschen vom eingeborenen Stammesleben zum höchsten Ausdruck menschlichen Vermögens: zur Herrschaft.»

Herrschaft ist ihm aber nicht nur ein territorialer, militärischer oder wirtschaftlicher Ausdruck, sondern ein geistiger und ein moralischer.

Diesen Geist des Staates und seine physische Wirklichkeit geschaffen zu haben, ist die Mannestat Mussolinis. Seine Geschichte zeigt, wie eine Lebensbewegung aus Kampf und Gegenstoß gegen die bestehende Ordnung zur großen, machtvollen Partei und schließlich zum Staat erwächst. Wie in keinem anderen politischen Gebilde Europas ist in Italien Partei und Staat ein und dasselbe. Wir sind die ersten — heißt es im großen Rapport des Faschismus von 1929 — welche die Unbeständigkeit der Lehre vom Klassenkampf bemerkt haben. Wir sind die ersten, welche die reine Politik, la politica pura, nicht die Politik der Parteien realisiert haben, die überall im Abstieg ist. Die Seele des Staates lebt im Körper der nationalen faschistischen Partei. Sie ist die Kopforganisation des Regimes, und ihr Führer ist nur ihr oberster Funktionär.

Indessen hat dieses Wort nichts gemein mit dem Begriff der alten Parteien. «Die nationale faschistische Partei ist ein Heer, oder wenn man will ein Orden.»

Die leidenschaftliche Glaubensglut seiner Bekenner und Führer macht den politischen Faschismus zu einer religiösen Bewegung. Dies ist für Mussolini Anlaß, die Grenze zwischen Staat und Religion sichtbar aufzurichten. Der Staat, heißt es ausdrücklich in der Lehre des Faschismus, hat nicht eine Theologie, sondern eine Moral. Der faschistische Staat schafft sich nicht seinen Gott, sondern verehrt den Gott der Heiligen und Helden, der seit zwei Jahrtausenden der christliche ist. Der faschistische Staat, der alle Glaubenskräfte für sich fordert und in sich vereinigt, verweist das religiöse Bedürfnis in die Schranken des überlieferten Glaubens. Die römische Kirche empfängt von ihm Verehrung und Schutz, doch jedes schlagende Herz, jeder bewußte Wille und alle wache Begeisterung ist dem Staat geweiht, dem Herrn der Stunde und dem Gott der Zeit.

F. Cronheim.

Die mittelalterliche Kaiserpolitik u. die Idee Europas

Friedrich Schneider: Neuere Anschauungen der deutschen Historiker zur Beurteilung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters, Verlag Herman Böhlau Nachfolger, Weimar.

In Deutschland hat der Streit um die Italienpolitik der deutschen Kaiser des Mittelalters eine neue Aktualität bekommen. Vielfach wird Widukind als echterer Germane Karl dem Großen als einem Abtrünnigen gegenübergestellt, Heinrich der Löwe als wahrer deutscher Politiker auf Kosten der hohenstaufischen Beherrscher Italiens gepriesen. Aus der Fülle historischer Unkenntnis, die sich in solchen Auffassungen kundtut, sei nur ein Punkt hervorgehoben. Hinter dem Streit verbirgt sich u. a. die Frage nach der Ostgrenze Europas. Man glaubt, die deutschen Kaiser des Mittelalters hätten vor der Alternative gestanden, entweder Italienpolitik oder Slavenpolitik zu treiben. Das ist ein Irrtum. Beides gehörte zusammen. Wenn man mit Recht den Deutschen des Mittelalters den Ruhm vindiziert, europäische Gesittung nach dem Osten getragen zu haben, so darf man nicht vergessen, daß die Ausdehnung des Reiches nach Osten nur insofern ein

Gewinn für Europa bedeutete, als dieses Reich selbst ein europäisches d. h. ein römisches war. Von Süddeutschland führte der Weg nach Osten über Rom. Die Unterwerfung der Slaven war ein Teil der Kreuzzugsbewegung und konnte nur mit römischem Segen durchgeführt werden. Nur dank ihrer Italienpolitik konnten die Kaiser mit Erfolg Slavenpolitik treiben.

«Nichts ist gefährlicher für ein großes Volk, als wenn ihm klargemacht wird, daß es in den größten Zeiten seiner Geschichte auf falschem Wege war.» Trotz dieser Warnung eines hervorragenden deutschen Historikers besteht man auf der These, der Kampf um Italien, der drei Jahrhunderte großer deutscher Geschichte füllt, sei ein Irrweg gewesen. Ohne diesen Irrweg ist es zweifelhaft, ob Deutschland ein europäisches Land geworden wäre. Europa ist ein geistiger Begriff. Im geographischen Sinn ist seine Grenze nach Nordosten völlig fließend. Im kulturellen Sinn richtet sie sich nach der Frage, wie weit die Länder östlich der alten römischen Limes europäisches Gesicht tragen oder nicht. Deutschland selbst tut dies seit der Krönung Ottos des Großen in Rom. Wer diese Erinnerung mit all ihren Folgen aus der deutschen Geschichte wegwünscht, der verwünscht ihren europäischen Charakter.

Die Diskussion der deutschen Historiker um Wert oder Unwert der mittelalterlichen Kaiserpolitik knüpft sich — nicht ohne tiefere Ursache — an die Fragen der Reichsgründung im XIX. Jahrhundert. Heinrich von Sybel, der Apologet der kleindeutschen, preussischen Pläne, der Protestant, bricht zum erstenmal den Stab über die kaiserlichen Italienzüge. Ihm entgegnet der katholische Oesterreicher Julius Ficker. Ihr Gegensatz bezeichnet das Auseinanderbrechen der Ranke'schen Tradition. In diesem Sinn macht er Epoche in der Geschichte der deutschen Historiographie. Noch Ranke hatte sich nachdenklich geäußert: «Man hat wohl gesagt, die Deutschen würden besser getan haben, sich mit dem Kaisertum gar nicht zu befassen, wenigstens erst ihre einheimische politische Ausbildung zu vollziehen, um alsdann mit gereiftem Geist in die allgemeinen Verhältnisse einzugreifen. Allein nicht so methodisch pflegen sich die Dinge der Welt zu entwickeln. Das Innerlich-Wachsende wird schon in demselben Augenblick berufen, sich nach außen auszubreiten.»

Die Verbindung der deutschen Kaiseridee mit der italienisch-römischen Tradition findet einen höchsten Ausdruck in der politischen Gedankenwelt Dantes. Ein um die Dante-Kenntnis verdienter Forscher, Friedrich Schneider in Jena, sucht in einer höchst beachtenswerten kleinen Schrift die Ergebnisse zusammenzustellen, die das wissenschaftliche geschichtliche Denken der Deutschen während der vergangenen Jahrzehnte in den angedeuteten Fragen gezeitigt hat: «Neuere Anschauungen der deutschen Historiker zur Beurteilung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters» (Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1934, 50 S.). Das Resultat für den nachdenklichen Leser ist die Einsicht, daß ein weitgehender consensus eruditorum in einem vitalen Punkt des nationalen historischen Bewußtseins es zuweilen nicht hindern kann, daß die ignorantia vulgaris dank politischer Privilegierung in Schulen, Zeitungen und leider auch auf dem Katheder dominiert. Die kleine bedeutungsvolle Schrift macht indessen auch deutlich, daß der Verzicht auf die größten Erinnerungen des deutschen Mittelalters auch ein Verzicht auf die historische Wissenschaft und auf die europäische Tradition der Deutschen sein mußte. W. K a e g i.